

# Mittelalterliche Turniere : Kurzfassung des Vortrages, gehalten an der Winterzusammenkunft 1973

Autor(en): **Meyer, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine**

Band (Jahr): **46 (1973)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161713>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Nachrichten

des Schweizerischen Burgenvereins

Revue de l'association suisse pour châteaux et ruines  
Rivista dell'associazione svizzera per castelli e ruine

Sekretariat und Geschäftsstelle:  
Schweizerischer Burgenverein  
Postfach 208, 4001 Basel  
Postcheckkonto Zürich 80 – 14239  
Zahlungen aus dem Ausland erbitten wir mittels internat. Einzahlungsschein auf obiges Konto.

Erscheinen jährlich sechsmal  
XLVI. Jahrgang 1973 9. Band Sept.-Okt. Nr. 5



Ofenkachel mit Darstellung eines Ritters in kriegsmäßiger Ausrüstung: Dreieckiger Schild, Topfhelm mit gewaltiger Helmzier; die Rechte schwingt ein Schwert. Darstellung auf einer Blattkachel aus rot gebranntem und olivgrün glasiertem Ton, Mitte 14. Jahrhundert. Fundort Burg Bischofstein bei Sissach.

Foto Historisches Museum Basel

## Mittelalterliche Turniere

Kurzfassung des Vortrages, gehalten an der Winterzusammenkunft 1973

Von *Werner Meyer*

Die Turniere, die ritterlichen Kampfspiele des Mittelalters, lassen sich in drei Grundtypen einteilen, in den Massenkampf, in den Zweikampf und in die Geschicklichkeitsspiele. Im Massenkampf sind zwei Arten zu unterscheiden: der Turnei und der Buhurt. Beim ersten handelte es sich um ein kriegsnahes Kampfspiel, während beim zweiten kunstvolles Figurenreiten mit harmlosen Kampfformen betrieben wurde.

Auf mannigfache Weise spielten sich die Zweikämpfe ab, die Tjoste. Die beiden Gegner versuchten, sich mit der Stoßlanze vom Pferde zu stechen, mitunter setzte man, wenn die Lanzen zersplittert waren, den Kampf zu Pferd oder zu Fuß mit Schwertern, Keulen oder Streitäxten fort.

Schließlich ist noch die Gruppe der Geschicklichkeitsspiele zu erwähnen, bei welchen es galt, vom galoppierenden Pferd aus mit der Lanze ein schwieriges Ziel zu treffen, indem man einen aufgehängten Ring herunterstechen oder eine Holzfigur umreiten mußte. Solche Wettkämpfe hießen «Quintanaspiele», «Ringelstechen» oder «Rolandreiten».

In den zeitgenössischen Quellen werden die einzelnen Turnierarten terminologisch nicht immer genau bezeichnet.

Die Turniere waren stets von weiteren Veranstaltungen umgeben, bildeten sie doch Bestandteile der brauchwürdigen Feste im Jahreslauf und der wichti-

gen Familienanlässe. Bisweilen wurden außer den Kampfspielen noch andere Wettkämpfe abgehalten, vom Ringen über den Wettlauf bis zum Kegeln und Schach, und vor allem boten die Turniere Gelegenheit für ausgiebige Festereien, an welchen weder Eß- und Trinkgelage noch Tänze und Liebesabenteuer fehlen durften. Im Laufe der Zeit entwickelte sich aus der Vielzahl solcher Veranstaltungen ein prunkvolles und schwerfälliges Zeremoniell.

Vom 13. Jahrhundert an nahmen größere Turniere etwa folgenden Verlauf: Auf einen bestimmten Termin hin kamen die Teilnehmer, Damen und Herren mit ihrem Gefolge, am festgelegten Orte zusammen. Alle bezogen Herberge und brachten außen am Haus, wo sie einquartiert waren, ihre Wappen an. Dann vergingen einige Tage, an denen man tagsüber tjostierte und abends festete. Am Sonntag gab es einen gemeinsamen Gottesdienst. Bisweilen fanden auch Quintanareiten statt, den Hauptanlaß aber bildete der Massenkampf, ein Turnei oder ein Buhurt.

Nachdem bereits am Tage zuvor in der Helmschau die Kämpfer in zwei Gruppen eingeteilt und die Namen derjenigen, die man verprügeln wollte, festgelegt worden waren, stellten sich für den Turnei die Teilnehmer in einem festgezimmerten Pferch auf, dann wurden die Seile zwischen den beiden Haufen auf ein Trompetensignal hin gekappt, die Ritter brüllten dreimal: «Huh» und stürzten mit Lanzen, Schwertern und Keulen aufeinander los. Da hub ein wildes Getümmel an, an welchem die Zuschauer, vor allem die Damen, ihre helle Freude hatten. Eine eigentliche Siegerpartei gab es nicht. Unbeliebte Herren wurden von anderen verprügelt, viele fochten Duelle untereinander aus, man versuchte sich gegenseitig zu «zäumen», d. h. am

Zaum des Pferdes aus dem Kampfplatz zu zerren. Unterlegene mußten ihr Pferd oder ihre Rüstung hergeben. Nach einer gewissen Zeit – das konnte Stunden dauern – machten die Turnierhelfer, die in Narrentracht gekleideten Herolde, dem Toben ein Ende, und alle begaben sich in ihre Herberge, um sich zu pflegen.

Am Abend gab es noch einmal ein Bankett mit Tanz, an dem die tapfersten Ritter mit Geschenken ausgezeichnet wurden. Am folgenden Tag löste sich die Versammlung auf.

So etwa spielten sich die Turniere seit dem frühen 13. Jahrhundert ab. Dieser Verlauf bildete aber das Ergebnis einer langen Entwicklung, deren Anfänge sich im Dunkel der Vorzeit verlieren. Die Chroniknotiz, der französische Ritter Gottfried von Preully habe die Turniere um 1050 «erfunden», ist keinesfalls wörtlich zu nehmen. Gewiß sind die seit 1200 über ganz Europa verbreiteten Turniersitten in Frankreich entstanden. «Conflictus Gallici» heißen die Turniere bei englischen Chronisten des 13. Jahrhunderts, und die deutschen Fachausdrücke sind weitgehend französische Lehnwörter. Vielleicht hat Gottfried von Preully bei der Festlegung der französischen Turnierformen entscheidend mitgewirkt. Aber es hat überall in Europa schon im ersten Jahrtausend eine alte und vielseitige Kampfspieltradition gegeben. Waffen- und Reiterspiele werden bei den Ostgoten, bei den Franken, den Langobarden, den Angelsachsen, bei den Völkern Nord- und Osteuropas erwähnt. Vom 12. Jahrhundert an sind die regionalen Kampfspielbräuche im Zusammenhang mit der Ausbreitung der aus Frankreich stammenden ritterlich-höfischen Lebensformen von den französischen «torneamenta» oder «hastiludia» überlagert worden.

Bereits im 12. Jahrhundert sind Turniere in England, in Spanien, in Deutschland und in Italien bezeugt. Von Venedig aus breiteten sie sich im 13. Jahrhundert über den Balkan aus, wo sie in Form von ländlichen Reiterspielen noch heute geübt werden. Von England und Deutschland aus gelangten sie in den Norden und in den Osten Europas, nach Böhmen, Polen, Pommern und Skandinavien, wo sie eine alte, bodenständige Kampfspieltradition beeinflussten.

Setzten sich somit vom 13. Jahrhundert an die französischen Turniersitten in Europa mehrheitlich durch, konnten doch nationale oder lokale Sonderformen in den einzelnen Ländern erhalten bleiben oder sich neu entwickeln. Im 15. Jahrhundert unterschied man etwa deutsche, welsche und spanische Tjoste, im Balkan und in Polen trugen die Turnierenden als Erbe der asiatischen Reitervölker bei ihren Kampfspielen Bogen und Pfeile auf sich, und in Spanien hat sich der Stierkampf bekanntlich bis heute erhalten. Während in Frankreich selbst fast ausschließlich zu Pferd tjestiert wurde, trug man in Deutschland, wo das Reiten weniger virtuos betrieben wurde, Turniere oft zu Fuß aus.

Vom späten 13. Jahrhundert an steigerte sich der festliche Aufwand allmählich zu einer derartigen Prachtentfaltung, daß schließlich nur noch die reichsten Fürsten und Herrscher Turniere veranstalten konnten. Daran erkennen wir die Spätphase. Die Kampfregeln wurden immer umfangreicher, schließlich gab man bei der Einladung sogar die Maße der Waffen bekannt. Aber auch der feudale Prunk nahm überhand. Die Turniere wandelten sich zusehends zu kostbaren Schaustellungen, und die Begleitveranstal-

tungen, wie Bankette, Tänze, Umzüge, drängten die eigentlichen Kampfspiele in den Hintergrund, zudem wurde durch einschränkende Regeln und das Weglassen kriegsnaher Spielarten die Gefährlichkeit stark eingedämmt. Um 1600 betrieb man nur noch die harmlosen Geschicklichkeitsübungen.

Vom 14. Jahrhundert an ist ferner ein Absinken der Turnierbräuche in die unteren Volksschichten zu beobachten. Unter Verzicht auf den enormen fürstlichen Prunk ahmten nun Bürger und Bauern die ritterlichen Turniere nach, wobei sich durch die Verbindung der Kampfspiele mit Karnevalsbräuchen oft grotesk-komische Spätformen entwickelten. In ländlichen Kampf- und Reiterspielen und in der Folklore gewisser Städte sind diese letzten Ausläufer der Turniere bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben.

In der Schweiz fehlten wichtige Voraussetzungen für die Bildung eines bedeutenden und dauerhaften Turnierwesens. Ein fürstlich-dynastisches Zentrum, das Gewähr für Kontinuität und materielle Sicherstellung hätte bieten können, gab es vom späten 12. Jahrhundert an nicht mehr. Solange der Bischof von Basel in der Stadt residierte und Hof hielt und solange das Haus Habsburg Hoffnungen hegen durfte, Basel zum Mittelpunkt seiner Stammlande machen zu können, ist in Basel regelmäßig turniert worden, und einzelne Basler Ritter haben sich als Turnierkämpfer besonderen Ruhm erworben. Heinrich von Ramstein, der 1428 dem gefürchteten Spanier Juan de Merlo eine unentschiedene Tjost lieferte, hat mit seiner Erwähnung im «Don Quichotte» des Cervantes sogar Eingang in die Weltliteratur gefunden.

Im übrigen aber gewinnt man den Eindruck, das Gebiet der heutigen Schweiz habe die Entwicklung des mittelalterlichen Turnierwesens nur am Rande mitgemacht, und es ist kaum ein Zufall, daß die Belegorte für abgehaltene Turniere an der nördlichen Landesgrenze am dichtesten sind. Für das Spätmittelalter sind Turniere in Luzern bezeugt, vereinzelt in den habsburgischen Landstädtchen des Aargaus, in Bern, in St. Gallen. Regelmäßig scheint der Stadtadel von Zürich turniert zu haben, wobei diese Veranstaltungen doch einen gewissen Umfang erreicht haben müssen, denn es pflegten auch zahlreiche Gäste aus der näheren und weiteren Umgebung zu erscheinen. Außer dem bereits erwähnten Basel ist für das 14. und 15. Jahrhundert vor allem Schaffhausen als wichtiger Turnierort bezeugt. Über ein Turnier in Schaffhausen aus dem Jahre 1436 liegt ein ausführlicher spanischer Bericht vor, der noch nicht vollständig ausgewertet worden ist. Vereinzelt und in Gruppen sind Adlige aus der Schweiz immer wieder an auswärtige Feste und Fürstenhöfe gezogen, um an Turnieren teilzunehmen. Solche Fahrten unternahm man rheinabwärts nach Mainz oder Köln, ins Innere Frankreichs und Burgunds, angeblich sogar bis nach Rom. Berühmt ist jener Berner Oberländer Ritter geworden, der vor einer Tjost in Frankreich so siegesgewiß war, daß er auf dem Kampfplatz noch ein wenig schlief, was den über solche Nervenstärke entsetzten Gegner bewog, kampfflos das Weite zu suchen.

Nach dieser gedrängten Übersicht wenden wir uns der Frage nach dem Weiterleben älterer Traditionen im hochmittelalterlichen Turnierwesen zu, wobei wir uns aus Zeitgründen auf einige Andeutungen beschränken müssen.

Archaismen sind in der Bewaffnung nachweisbar. Die Wurflanze, seit dem späten 11. Jahrhundert als



Turnierszene. Holzschnitt von einem Kalenderblatt aus der Zeit um 1480. Die Ritter tragen in voller Kriegsausrüstung mit scharfen Lanzen eine Tjost aus. Die Narren weisen auf den fastnächtlichen Charakter des Anlasses hin.  
Foto Universitätsbibliothek Basel

ritterliche Kriegswaffe nicht mehr gebräuchlich, hat bei den Turnieren bis ins 14. Jahrhundert hinein immer wieder Verwendung gefunden. Die Keule, eines der ertümlichsten Kriegsgeräte überhaupt, ist als Waffe für den Ernstfall schon im Verlaufe des 1. Jahrtausends verschwunden, unter der französischen Bezeichnung «masse», italienisch «mazza», deutsch «slegel» diente sie im Turnier als Nahkampfwaffe bis ins 15. Jahrhundert.

Zur Altertümlichkeit in der Bewaffnung paßt die Bindung der Turniere an bestimmte Termine des Brauchtums. Weihnachts- und Neujahrszeit, Fastnacht, Pfingsten sind in der Frühzeit am häufigsten belegt, weitere Termine, die zum Teil lokalgebunden sind, kommen vom 13. Jahrhundert an regelmäßig vor. (Zum Beispiel wurde der 8. September, der Geburtstag Mariae, von der Basler Ritterschaft regelmäßig durch ein Turnier gefeiert.) Die meisten dieser Termine stehen in engem Zusammenhang mit karnevalistischem Maskenbrauchtum, und es ist deshalb verständlich, daß auch das Turnierwesen zahlreichen fastnächtlichen Mummenschanz aufweist. Die Kämpfenden und die Herolde, die Turniergehilfen, traten oft in Narrentracht auf, in Reggio rasten 1284 die Turnierer als Frauen verkleidet, mit weißen Gesichtsmasken angetan, durch die Stadt. Die typische Entwicklung des Fastnachtsbrauchtums zur scherzhaften Ironie erfaßte auch das Turnierwesen: 1474 veranstaltete Peter von Hagenbach in Breisach ein Fastnachtsturnier. Statt auf richtigen Rossen kamen die Ritter mit Steckenpferden, statt Schilden trugen sie große Lebkuchen, und die ganze Gesellschaft trieb sich – sehr zum Ärger der Breisacher Bürger – lärmend auf den Straßen herum, alle Leute mit Ruß schwärzend.

Die in frühe Zeiten zurückreichende Bindung von Kampfspiel und Maskentreiben an Toten- und Ahnenverehrung ist im mittelalterlichen Turnierwesen noch deutlich greifbar: Friedhöfe sind nicht selten Turnierplätze, in der Schweiz etwa in Basel und Luzern, Totenmessen gehören zum festen Bestand der Turnierveranstaltungen, Erinnerungssteine an bedeutende Turniere werden wie Grabsteine gestaltet, und häufig pflegten sich die Turnierteilnehmer als «Ahnen» oder als sagenhafte Helden der Vorzeit zu verkleiden. In den Bereich des karnevalistischen Brauchtums gehört

auch die Sitte, diejenigen Ritter, die sich gegen die Standesehre vergangen hatten, am Turnier zu verprügeln. In Regensburg wurde 1439 Herzog Albrecht wegen seines Verhältnisses mit Agnes Bernauer gestraft. Solche Züchtigungen nahm man am Turnei oder am Buhurt vor. Der Sünder wurde von mehreren Rittern in die Zange genommen und mit Keulen und Schwertern verprügelt. Er verlor sein Pferd und wurde zur Schmach rittlings auf die Schranken gesetzt.

Wie ich andernorts näher ausgeführt habe, wird der Turnei, der tumultöse Kampf aller gegen alle, ursprünglich ein mimisches Abbild der mythischen Kämpfe im Totenheer, eine dramatische Darstellung des alten Einherjermythus, gewesen sein. Die Turnierverbote der christlichen Kirche im 12. und 13. Jahrhundert werden zur Hauptsache diese «heidnischen», d. h. vorchristlichen Elemente in den Kampfspielen anvisiert haben.

So wie sich im 11. und 12. Jahrhundert aus alten Kampfspielformen die in ihrer Gesamtheit neuartigen Turniere entwickelten, so erhielten die «torneamenta» im Zusammenhang mit dem Aufblühen der ritterlichen Kultur neue Bedeutungsinhalte, wodurch die früheren, zum Teil vorchristlichen Traditionen zu fast nicht mehr bewußt empfundenen Brauchtumsresten verkümmerten. In der Frage nach der Bedeutung der Turniere für den hoch- und spätmittelalterlichen Adel dürfen wir freilich nicht von modernen, rationalistischen Anschauungen ausgehen.

Sicher falsch ist die heute oft vertretene Meinung, die Turniere seien zur «Übung» im Sinne der körperlichen und militärischen Ertüchtigung abgehalten worden. Das Waffentraining gehörte für den Adligen, zumal für den jungen, zur Alltagsbeschäftigung. Die Turniere waren in erster Linie Feste, an denen der Adel Versammlungen abhalten, politische Gespräche führen, Heiraten vereinbaren und Fehden beilegen konnte.

Vor allem aber dienten die Turniere zur ritterlichen Repräsentation. Es entstand ein aufwendiges Zeremoniell als Ausdruck des adligen Standesbewußtseins, gemischt mit Szenen wilder Ausgelassenheit.

Vielschichtig war die Rolle der Frauen. Als begehrtenwerte Beute bildeten sie ja seit Urzeiten häufige Ursache für die Kämpfe der Männer, und auch an den



Zwei Turnierkrönlein aus Eisen (Länge 8 und 9,5 cm). Gefunden auf der Burg Waldeck.

Foto Historisches Museum Basel

Turnieren wurden viele Duelle um die Gunst einer Dame ausgetragen. Umgekehrt war es für die Frauen schmeichelhaft, wenn sich die Ritter um sie schlugen. Viele mittelalterliche Erzählungen berichten, wie sich ein Herr dank seinen Turnierkünsten das Herz eines Fräuleins erobert.

An den eigentlichen Kampfspielen schauten die Damen bloß zu, wirkten aber an anderen Anlässen des Turniers aktiv mit. Bei der Helmschau durften die Frauen bestimmen, wer am Turnei gezüchtigt werden sollte, und auch die Verteilung der Preise am Schlußbankett war Sache der Damen, die nicht selten die Preise sogar selbst stifteten. An den Banketten, vor allem an den Trinkgelagen, hielten die Damen tatkräftig mit und erwiesen sich hinsichtlich der Trinkfestigkeit den Männern als ebenbürtig.

Bei der Frage nach dem tieferen Sinn der Turniere müssen wir uns vor allem die unglaubliche Gefährlichkeit der Kampfspiele vor Augen halten. Reinmar von Zweter beklagt um 1250 die Roheit der Turniere und erblickt darin eine Niedergangerscheinung. Das trifft jedoch nicht zu, denn die Tjoste und Turniere waren seit Anbeginn von einer grausamen Gefährlichkeit. Leicht konnte der Zusammenprall bei der Tjost zu tödlichen Unfällen führen. Man lief Gefahr, von einer Lanze durchstoßen oder vom Pferde zu Tode geschleift zu werden. Viele Gestürzte blieben mit gebrochenem Rückgrat liegen. Vom Turnei kamen die wenigsten völlig heil zurück. Gebrochene Rippen und zerschlagene Beine waren an der Tagesordnung, schwere Schädelverletzungen führten nicht selten zum Tode.

Angesichts der Gefährlichkeit erstaunt uns die Teilnahme hochgestellter Personen. König Karl von Anjou wäre 1266 in einer Tjost beinahe erschlagen worden. Im 15. Jahrhundert nahm bei Fürstenhochzeiten jeweils der Bräutigam selbst an den Stechen mit scharfen Waffen teil. Kaiser Maximilian I. war ein leidenschaftlicher Turnierkämpfer, und noch 1559 kam König Heinrich II. von Frankreich bei einem Turnier ums Leben, was eine schwere politische Krise zur Folge hatte.

Bodenlos leichtsinniges Verhalten förderte die Unfallgefahr ungemein. Verschiedentlich kämpften die Ritter ohne Helm oder mit offenem Visier, meistens um einer Dame zu imponieren: Einfache Ritter und gekrönte Herrscher wollten sich durch Turniertaten Ehre erwerben, je tollkühner das Verhalten, desto mehr Ehre.

Dieses Streben nach Ehre war ohne «mâze», ohne Beschränkung, es machte auch vor der Todesgefahr nicht halt. Im Gegenteil, im Kriegerdort fand das ritterliche Leben erst seine Erfüllung, mochte man diesen Tod nun im Krieg oder im Turnier erleiden. Die burgundischen Recken im Nibelungenlied ziehen, ihres bevorstehenden Endes gewiß, an den Hof Etzels und finden dort im Kampfe einen ehrenvollen Untergang. Von gleichem Geist war der Ritter beseelt, der am Turnier um der Ehre willen sein Leben aufs Spiel setzte.

Das Suchen nach einem ehrenvollen Kriegerdort war für den mittelalterlichen Adligen ein verbindliches Ideal: 1299 schlug vor einer Schlacht in Italien ein Vater seinen Sohn zum Ritter und sprach zu ihm: «Geh, greife die Feinde an, und kämpfe tapfer.» Der tat so, ward sofort von einer Lanze durchbohrt und starb nach kurzer Frist. Als sein Vater das hörte, sagte er: «Mich kümmert's nicht, da mein Sohn Ritter geworden und tapfer kämpfend gefallen ist.»

Die todesmutige Waghalsigkeit der turnierenden und kämpfenden Ritter war freilich nicht Ausdruck selbstmörderischer Überheblichkeit, sondern Zeichen ekstatischer Todesverachtung und urtümlichen Unsterblichkeitsglaubens. Im Turnier hat der mittelalterliche Adel die Spielform seines heroischen Lebensstils entwickelt. Das Ende des ritterlichen Heroismus im ausgehenden Mittelalter hat auch die Turniere zum Verschwinden gebracht, und in die Neuzeit hinüber haben sich nur harmlose Geschicklichkeitsspiele retten können.

#### *Zusammenfassung*

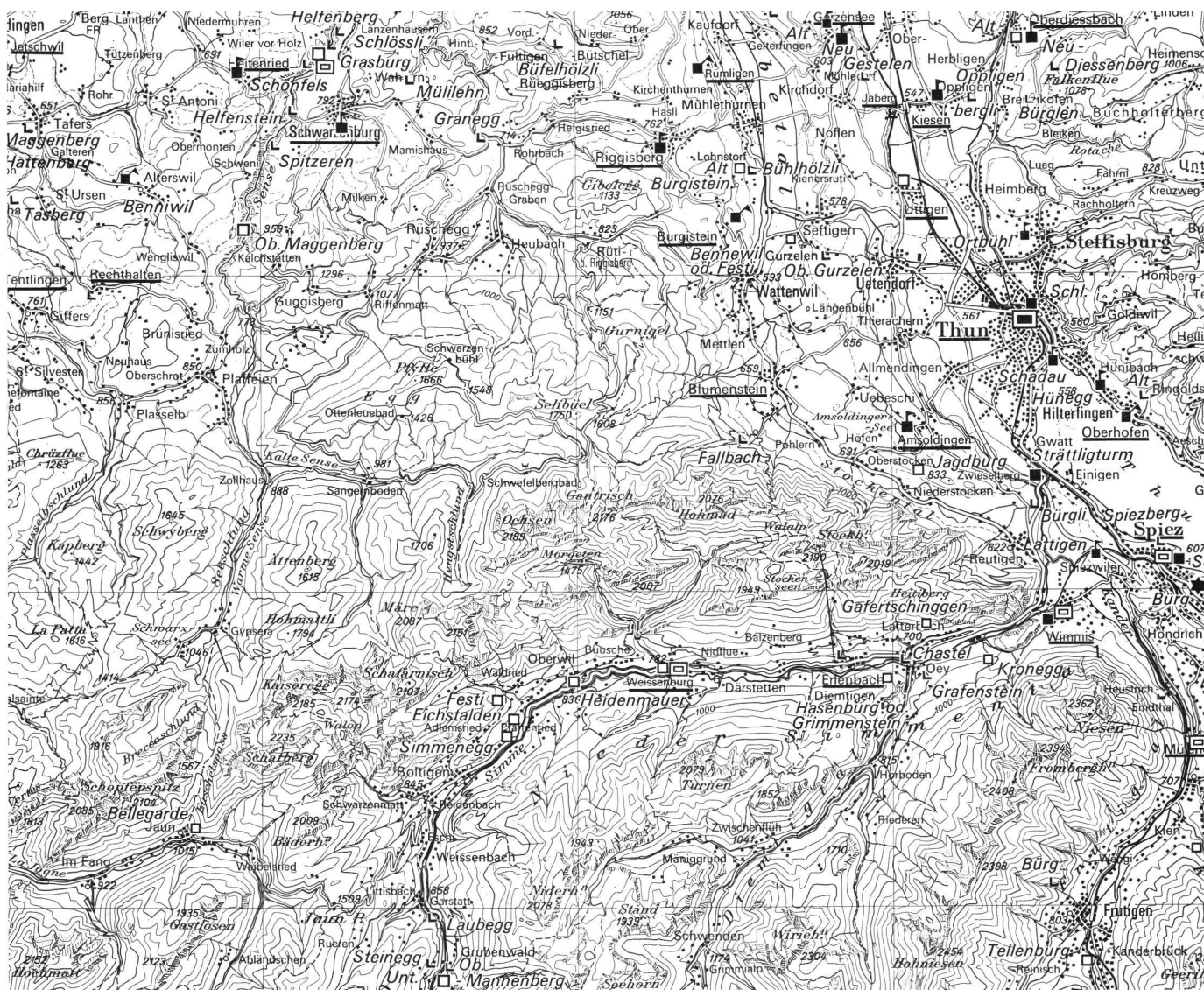
Die mittelalterlichen Turniere lassen sich in drei Hauptgruppen einteilen, in den Massenkampf, in den Zweikampf und in die Geschicklichkeitsspiele. Die eigentlichen Kampfspiele waren umrahmt von verschiedenen Veranstaltungen festlichen Charakters.

Herausgewachsen aus alten Traditionen, haben sich die Turniere im Verlaufe des 12. und 13. Jahrhunderts den in Frankreich entwickelten Formen angepaßt und sich über ganz Europa verbreitet. In der Schweiz, wo es keine fürstlichen Residenzen gab, vermochten sie nie eine vorherrschende Rolle zu spielen. Wichtigste Turnierorte in der Schweiz waren Basel, Zürich und Schaffhausen. Die Verwendung alter Waffenarten belegt das hohe Alter der Kampfspiele. Mannigfache Beziehungen sind zwischen Turnierwesen und karnevalistischem Brauchtum nachweisbar. In den Maskenbräuchen, in den Rügesitten und in der Darstellung des Totenheeres lassen sich alte Verbindungen zum Ahnen- und Totenkult erkennen. Im Verlaufe des Spätmittelalters wandelten sich die Turniere immer mehr zu repräsentativen Schausstellungen, wobei auch den adligen Damen eine aktive Rolle zufiel. Letzten Endes sind die Turniere als spielerischer Ausdruck des beim mittelalterlichen Adel verbreiteten heroischen Lebensstils zu verstehen.

#### *Hinweis auf eine Neuerscheinung*

#### **Burgenkarte der Schweiz**

Seit langem besteht der Wunsch nach einer neuen schweizerischen Burgenkarte. Der Burgenverein hat zwar schon vor Jahrzehnten eine solche Karte herausgegeben, doch ist diese längst vergriffen, und zudem vermag sie den heutigen Ansprüchen in keiner Weise



Einfarbiger Ausschnitt aus der Burgenkarte 1 : 200 000. Die Objekte sind violett, die übrigen Elemente (Wälder, Gewässer, Häuser usw.) mehrfarbig wiedergegeben.  
Reproduziert mit Bewilligung der Eidg. Landstopographie vom 4.9.1973

mehr zu genügen. Die Kartengrundlage, ein blaß gedrucktes Relief, ist viel zu ungenau, und bei den eingetragenen Objekten, den Burgen, Ruinen und verschwundenen Burgstellen, waren von Anfang an schwere Fehler zu bemängeln. Eine Neuauflage der alten Karte war somit von vornherein nicht zu verantworten, auf der andern Seite war es klar, daß die Feldaufnahmen für eine neue Karte einen ganz erheblichen Arbeitsaufwand mit sich bringen würden. Glücklicherweise haben die Erhebungen für die «Kulturgüterkarte», die den meisten Mitgliedern bekannt sein dürfte, viel Material erbracht, das auch für die Burgenkarte verwendet werden kann.

Der Beschluß, eine neue Burgenkarte herauszugeben, ist vom Vorstand schon vor etwa acht Jahren gefaßt worden. Wenn das erste Blatt erst jetzt erscheint, hängt das mit den zahlreichen und vielseitigen Schwierigkeiten zusammen, die man zuerst hat überwinden müssen. Es ging ja nicht bloß darum, den genauen Standort aller bekannten Burgen zu ermitteln und auf eine Karte zu übertragen. Viele Wehranlagen, Ruinen und kaum mehr erkennbare Burgstellen mußten in mühsamen Begehungen, durch Rückfragen bei der Bevölkerung oder durch das Absuchen des Geländes erst noch gefunden werden. Dann kamen die vielen redaktionellen Fragen: Welche Kartengrundlage sollte ver-

wendet werden? Welche Objekte wollte man überhaupt aufnehmen? Außer Burgen und Ruinen auch unbefestigte Schlösser und Landsitze sowie ur- und frühgeschichtliche Befestigungsanlagen? Was für Signaturen sollten die jeweiligen Kategorien von Wehrbauten erhalten? Welche Art von Begleittext erschien am zweckmäßigsten? Solche und ähnliche Fragen mußten beantwortet sein, bevor man an die Drucklegung gehen konnte.

Eine enge, vertraglich geregelte Zusammenarbeit zwischen dem Schweizerischen Burgenverein und der Eidgenössischen Landstopographie bildete die unerläßliche Voraussetzung für ein gutes Gelingen des Vorhabens. Die Karte, deren Druck nun eingeleitet ist, weist folgende Konzeption auf:

1. Das Gebiet der Schweiz wird in vier Kartenblätter im Maßstab 1 : 200 000 aufgeteilt. Es werden nicht nur Objekte auf schweizerischem Hoheitsgebiet, sondern auch diejenigen des angrenzenden Auslandes in die Karte aufgenommen.

2. Geländeausschnitte oder Ortschaften, die sich durch eine so große Häufung von Objekten auszeichnen, daß im Maßstab 1 : 200 000 keine brauchbare Darstellung mehr möglich ist, werden in beigelegten Detailkarten wiedergegeben.



Einfarbiger Ausschnitt aus einer Detailkarte 1 : 10 000. In farbigem Überdruck sind alle historischen Wehrbauten festgehalten.

Reproduziert mit Bewilligung der Eidg. Landestopographie vom 4.9.1973

3. Folgende Objekte werden in die Karte aufgenommen und durch eigene Signaturen gekennzeichnet:

- Erhaltene Burgen.
- Bewohnbare Burgen, die in der Neuzeit stark umgebaut worden sind.
- Burgruinen.
- Burgstellen mit nur geringen sichtbaren Überresten.
- Mittelalterliche Stadtbefestigungen.
- Letzmauern.
- Nachmittelalterliche Schlösser ohne echten Wehrcharakter.
- Römische Kastelle und Wachttürme.
- Ur- und frühgeschichtliche Wehranlagen, deren Befestigungscharakter archäologisch erwiesen ist.

4. Ein beiliegender Begleittext enthält eine alphabetisch geordnete Liste aller Objekte unter Angabe des Namens, der Kantons, der Gemeinde, der Koordinaten und stichwortartiger Hinweise auf die Geschichte und den Baubestand.

5. Alle Elemente der Karte, das Kartenblatt, die Detailkarten und der Begleittext, werden in einem illustrierten Umschlagdeckel vereinigt.

6. Das Erscheinen der einzelnen Blätter richtet sich nach dem Editionsplan der gewöhnlichen Karte 1 : 200 000, die als Grundlage der Burgenkarte dient. Demnach kommt zuerst Blatt 3 (Südwesten der Schweiz mit Genf, Waadt, Wallis, Freiburg, Neuenburg und den südlichen Teilen Berns) heraus, gefolgt von Blatt 1 (Nordwesten), 2 (Nordosten) und 4 (Südosten).

Die Karte wird also hinsichtlich der historischen Wehrbauten wesentlich mehr bieten als die Kulturgüterkarte. Für den Touristen, der gerne Burgen und Ruinen besucht, ist sie ebenso nützlich wie für den Fachmann historischer Richtung, der nunmehr eine auf den neuesten Forschungsstand gebrachte Lagekarte aller geschichtlich bedeutsamen Wehranlagen vor sich hat.

Ein solches Kartenwerk kann selbstverständlich nie endgültig sein. Laufend werden neue Burgen entdeckt

und bekannte Objekte umgebaut oder gar zerstört. Dadurch werden Nachträge und Änderungen notwendig, und es ist unerlässlich, Informationen über derartige Entdeckungen und Veränderungen zu sammeln und bei einer Neuauflage zu berücksichtigen.

Der Schweizerische Burgenverein hat an die Karte erhebliche personelle und finanzielle Mittel beigesteuert. Die Geländearbeiten hat er zu einem großen Teil bezahlt, und die redaktionelle Ausarbeitung – Auswahl der Objekte, Überprüfung der Signaturen und der Namen – ist unter seiner Leitung erfolgt. Dank diesen Investitionen kann der Burgenverein die Karte für seine Mitglieder zu einem ermäßigten Preis beziehen und abgeben. Der Vorstand muntert alle Interessenten auf, von dem günstigen Angebot Gebrauch zu machen. Die Karte kostet für Mitglieder des SBV Fr. 13.–, dazu kommen Spesen für Verpackung und Versand in der Höhe von Fr. 1.50, was einen Gesamtbetrag von Fr. 14.50 ausmacht. (Der Ladenpreis käme jedenfalls teurer zu stehen.) Wer die Karte zu erwerben wünscht, möge den Betrag von Fr. 14.50 mittels des dieser Nummer beigelegten Einzahlungsscheines (auf der Rückseite mit dem Stempel Burgenkarte 3 versehen) überweisen. Die Karte wird dem Besteller unmittelbar nach ihrem Erscheinen zugeschickt, was voraussichtlich im Dezember 1973 erfolgen wird.

*Werner Meyer*

## Forschungsbericht der Wasserburg Mülönen SZ

(Gemeinde Schübelbach SZ)

### Voranzzeige

Ende November 1973 erscheint der Forschungsbericht der Burg Mülönen SZ in den Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, Heft 63, 1970.

Die Projektierung der Nationalstraße N 3 durch das die Burgruine Mülönen umgebende Gebiet war der unmittelbare Anlaß zur archäologischen Erforschung der Wasserburg. Die Grabungen erstreckten sich über den Sommer 1968 und den Frühling 1969, vgl. den Zwischenbericht von J. Kessler in den «Nachrichten» des Schweizerischen Burgenvereins 1968, Nr. 6, Seite 283 f.

Verschiedene Wissenschaftler haben in enger Zusammenarbeit die Geschichte der Wasserburg Mülönen, ihrer Bewohner und Lebensbedingungen glänzend dargestellt.

*Willy Keller* untersucht die leider ziemlich spärliche archivalische und chronikalische Überlieferung von Mülönen. Konrad der Rote ist der einzige urkundlich erwähnte Vertreter der Herren von Mülönen, die als Dienstleute der Grafen von Rapperswil anzusehen sind. Die Grabungsleitung lag in den Händen von *Jost Bürgi*; aus seiner Feder stammt der eigentliche Grabungsbefund. Dank subtilen Ausgrabungsmethoden können fünf verschiedene Bauphasen der Burg auseinandergehalten werden:

Phase 2: Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wird die Burg mit Graben erstellt. Reste einer älteren Anlage (Phase 1) als Kern des Lehmdammes.